



Strassberg

Awokeness

Ein Umsturzversuch durch Sprache, Rituale, Gesten – warum wir gerade an einem so schmerzhaften wie faszinierenden historischen Experiment teilnehmen.

Von [Daniel Strassberg](#), 30.11.2021

Im Jahr 1905 fand in China eine über tausend Jahre alte Tradition ihr Ende. Die letzten Kandidaten absolvierten die äusserst anspruchsvolle Aufnahmeprüfung für die Beamtenkaste der Mandarine. Die Prüfung, mit der eine lange und schwierige Ausbildung abgeschlossen wurde, sollte garantieren, dass nur die fähigsten und gebildetsten Studenten eine Laufbahn als Richter, Verwalterin oder Lehrer aufnehmen konnten.

Der Hauptteil der Prüfung bestand in der Auslegung klassischer Texte. Allerdings war weder eine gründliche Kenntnis des Textes noch ein tiefes Verständnis noch eine originelle Sicht gefragt, sondern lediglich die in [K'ung Ying-tas](#) Buch «Die korrekte Bedeutung der fünf Klassiker» auswendig gelernten Interpretationen.

Geprüft wurde die Fähigkeit der künftigen Beamten, im richtigen Moment die richtigen Formeln auszusprechen.

Das können wir nur belächeln: Intelligenz und Bildung drücken sich in eigenständigem Denken, theoretischer Klarheit und argumentativer Stringenz aus, so wird jedenfalls behauptet, und nicht im Nachplappern auswendig gelernter Floskeln. Zudem werden heute auch in ausgesprochen praktischen Berufen Kenntnisse der relevanten Theorien und ihrer Anwendung verlangt. Dahinter steckt die Vorstellung, dass wir uns der Welt mit Theorien nähern, um in ihr auf der Basis dieser Theorien zu handeln. Die Praxis ist dieser Ansicht nach bloss eine Fortsetzung der Theorie.

Doch braucht eine Schreinerin wirklich eine Theorie des Holzes? Natürlich muss sie etwas über die Beschaffenheit des Holzes *wissen* und die Werkzeuge *kennen*, die sie benutzt, doch dies ist kein theoretisches – wörtlich übersetzt: betrachtendes – Wissen, sondern ein Handlungswissen, ein Wissen der Hand gleichsam.

Das Beispiel aus dem chinesischen Kaiserreich wiederum zeigt, dass es auch ein soziales Handlungswissen gibt, das den täglichen Umgang mit anderen Menschen regelt, das aber theoretisch gar nicht formuliert werden kann.

Der Wissenschaftsforscher Michael Polanyi (1891–1976) spricht deshalb in diesem Zusammenhang von «schweigendem Wissen» (*tacit knowledge*): Dieses beinhaltet sprachliche Formeln, Rituale und Gesten; es bestimmt, wie man sich kleidet, wie man jemanden anspricht, wie man jemanden begrüsst, es legt den Abstand fest, den es zum anderen einzuhalten gilt, und es unterscheidet zwischen erlaubten und unerlaubten Berührungen. All dies zusammengefasst nennt der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1930–2002) dann «soziale Praxis».

Die soziale Praxis setzt eine Interpretation der sozialen Machtverhältnisse voraus: Wen wir duzen, hängt zum Beispiel davon ab, wie wir die jeweilige Situation einschätzen. Eine falsche Einschätzung hat schon manche Freundschaft und manche Karriere gekostet.

Implizites Praxiswissen – Gesten, sprachliche Formeln und Rituale – spiegelt also Machtverhältnisse und schafft sie zugleich auch. Weil sich solche Machtspiele auf kleinstem Raum abspielen, sprach der französische Philosoph Michel Foucault (1926–1984) von der «Mikrophysik der Macht».

Nichts anderes meinte auch Friedrich Nietzsche (1844–1900) mit seinem berühmt-berüchtigten «Willen zur Macht». Dieser will andere weder beherrschen noch unterdrücken, er will lediglich durch neue Interpretationen an den bestehenden Machtverhältnissen rütteln. Anders als für Karl Marx ist die Geschichte für den deutschen Philologen und Philosophen Nietzsche nicht die Geschichte der Klassenkämpfe, sondern der Kämpfe um die jeweils richtige, das heisst die durchsetzungsstarke Interpretation.

In «Jenseits von Gut und Böse» spricht Friedrich Nietzsche von den zahlreichen Versuchen, die Moral aus der Natur herauszulesen, als sei die Natur ein Text über Ethik.

Aber, wie gesagt, das ist Interpretation, nicht Text; und es könnte jemand kommen, der, mit der entgegengesetzten Absicht und Interpretationskunst, aus der gleichen Natur und im Hinblick auf die gleichen Erscheinungen, gerade die tyrannisch-rücksichtslose und unerbittliche Durchsetzung von Machtansprüchen herauszulesen verstünde. (...) Gesetzt, dass auch dies nur Interpretation ist – und ihr werdet eifrig genug sein, dies einzuwenden? – nun, um so besser. –

Friedrich Nietzsche: «Jenseits von Gut und Böse», § 22.

Die Natur ist kein Buch, in dem man lesen kann, was richtig und was falsch ist. Dieselben Erscheinungen können mit demselben Recht als gut oder böse interpretiert werden – und daran ist absolut nichts auszusetzen, denn es geht ja immer darum, seine eigene Interpretation durchzusetzen –, nicht nur mit Theorien, Weltanschauungen oder Ideologien, sondern auch mit sozialen Praktiken. In Japan regeln die gesellschaftlichen Hierarchien die Tiefe der Verbeugung bei der Begrüssung. Wer sich nicht daran hält, deutet entweder die Situation falsch oder stellt die Hierarchie infrage.

Tatsächlich nehmen wir gerade an einem faszinierenden historischen Experiment teil, am Versuch nämlich, die Machtverhältnisse mit neuen sprachlichen Formeln, Ritualen und Gesten umzustürzen. Es ist der Versuch, die Welt nicht durch neue Theorien, nicht durch Propaganda und

nicht durch Gewalt zu verändern, sondern sie durch neue Praktiken neu zu interpretieren und Machtverhältnisse dadurch zu verändern.

Wenn sich «Ärzt:innen» als neue Sprachpraxis durchsetzt, so die Annahme, wird sich dadurch das Geschlechterverhältnis mit der Zeit auch verändern. Die Rede ist natürlich von der Woke-Bewegung, die in der Sprache ihrer Gegner Cancel-Culture heisst. Woke bedeutet wach sein, und zwar für die alltäglichen, vor allem sprachlichen Diskriminierungen von Frauen, nicht-binären Personen und People of Color.

Zunächst ein Eingeständnis: Ich selber habe meine liebe Mühe mit der Woke-Bewegung. Ich habe nicht nur zahlreiche theoretische Einwände, sondern ich tue mich auch mit den neuen Sprachregelungen ausgesprochen schwer. Auf die Auflistung meiner Einwände will ich hier aber gerne verzichten. Sie decken sich weitgehend mit jenen, die derzeit in unzähligen Fernsehdiskussionen und Feuilletonartikeln vorgebracht werden, und sie gehen teilweise vielleicht sogar noch weiter.

Der Punkt, den ich machen möchte, ist ein anderer: Mit den «anti-woken» Stimmen, welche die Argumente vorbringen, die eigentlich auch die meinen wären, kann ich mich nicht identifizieren. Im Gegenteil: Sie strapazieren meine Nerven noch mehr als ihre Gegnerinnen. Weshalb?

Weil die alten weissen Männer, die übrigens auch Frauen sein können, erstens nicht begreifen, dass es in dieser Auseinandersetzung nicht mehr um Theorien, sondern um die Durchsetzung einer neuen (Sprach-)Praxis geht; und weil sie zweitens, wenn sie ihre Argumente und Theorien vortragen, keinen Augenblick über ihre eigenen Interessen nachdenken: dass sie nämlich mit scheinbar vernünftigen Argumenten und objektiven Theorien gegen ihren drohenden Machtverlust ankämpfen.

Bourdieu, der viel über soziale Praktiken nachgedacht hat, schreibt dazu:

Die Dringlichkeit, die mit Recht als eine der wesentlichen Eigenschaften der Praxis angesehen wird, ist das Produkt des Beteiligtseins am Spiel und des Präsentseins in der Zukunft, die sie mitenthält; es genügt, sich wie ein nüchterner Beobachter ausserhalb des Spiels zu stellen, Abstand vom erstrebten Spielergebnis zu gewinnen, und schon verschwinden die Dringlichkeiten, Appelle, Bedrohungen, vorgeschriebenen Spielzüge, aus denen sich die reale, d. h. real bewohnte Welt zusammensetzt. Nur dem, der sich vollständig vom Spiel zurückzieht, der vollständig mit dem Zauber, der *illusio* bricht und damit auf alles verzichtet, um das es bei diesem Spiel geht, d. h. auf jedes Setzen auf die Zukunft, (...) nur ihm kann sich die Welt in der Absurdität einer des Künftigen und mithin des Sinns entblössten Gegenwart darbieten, wie die ins Leere gehenden Treppen der Surrealisten. Der Sinn für das Spiel ist der Sinn für die Zukunft des Spiels, der Sinn für den Sinn der Geschichte des Spiels, die dem Spiel seinen Sinn verleiht. Das bedeutet, dass nur der eine gewisse Chance hat, die Praxis (...) zu erklären, der die Effekte kennt, die die wissenschaftliche Praxis allein schon durch Totalisierung erzeugt.

Pierre Bourdieu: «[Sozialer Sinn](#)».

Unter der wissenschaftlichen Praxis der Totalisierung versteht Bourdieu den Anspruch von Theorien, alles erklären zu können. Es ist nicht schwer, meint Bourdieu, die Welt absurd erscheinen zu lassen, wenn man sich aus der *real bewohnten* Welt zurückzieht und von weit oben, von einem scheinbar objektiven Standpunkt aus, die Welt beobachtet. Doch der Preis dafür ist hoch: Wer sich zurückzieht, nimmt am sozialen Spiel nicht mehr teil, er fällt aus der Welt und verzichtet gleichsam auf die Zukunft.

So ergeht es mir, einem alten (67) weissen Mann, zurzeit: Ich verstehe die soziale Praxis nicht mehr, ihre Sprache, ihre Gesten und Rituale sind mir

fremd. Ich kann am Spiel nicht mehr teilnehmen, weil ich seine Regeln nicht mehr beherrsche und sie auch nicht mehr lernen will. Dadurch sind meine Theorien nicht mehr gefragt und noch weniger meine Solidaritäten. Ich habe mich mit den Anliegen der Frauenbewegung immer solidarisch geglaubt, genauso mit antirassistischen, antifaschistischen und sozialen Ideen. Doch diese Solidaritäten sind ohne die entsprechende Praxis obsolet. Weil ich die Welt anders interpretiere, bin ich nicht mehr Teil der Gruppen, denen ich mich in der Vergangenheit verbunden fühlte.

Natürlich schmerzt dieses Gefühl, aus der Welt gefallen zu sein. Und natürlich habe ich häufig Angst, meine Meinung offen zu äussern. Doch sind dieser Schmerz und diese Angst nicht die exakte Spiegelung der Erfahrung derjenigen, die bislang ausgeschlossen waren? Und eröffnet diese Erfahrung nicht auch die Möglichkeit einer kritischen Sicht auf die *eigenen* Rituale, Gesten und Sprechverbote, mit denen sich die Generation «alte weisse Männer» bislang ihre Macht erhalten und Privilegien gesichert hat?

Eine soziale Bewegung, die wie die Woke-Bewegung auf sprachliche und andere soziale Praktiken zielt, ist möglich, aber auch nötig geworden, weil der Zugang zur Öffentlichkeit durch die Verbreitung des Internets nicht mehr durch die alten Instanzen kontrolliert wird. Wer Zugang zur öffentlichen Debatte haben wollte, musste bis anhin die Kontrolle von *gatekeepers* passieren: Verlegerinnen, Chefredaktoren, Professorinnen oder Beamte haben bestimmt, wer sich öffentlich äussern kann. Explizite Sprechverbote waren gar nicht nötig, weil ohnehin nur diejenigen an den Wächtern vorbeikamen, die ihre sprachliche Praxis teilten – und das waren in der Regel Männer, weil auch die Wächter Männer waren. Obwohl diese Seilschaften immer noch existieren und noch immer viel Macht besitzen, hat das Internet einen anderen, direkteren Zugang zur Öffentlichkeit ermöglicht. Und das war die Chance bisher marginalisierter Gruppen, eine Art Gegenkontrolle – und man könnte durchaus sagen: eine Gegengewalt – aufzubauen.

Obwohl ich selbst zu der Zielgruppe dieser Gegengewalt gehöre, wünschte ich mir, meine Genossen und Genossinnen wären etwas woker und würden nicht mehr so tun, als wären Sprechverbote etwas Neues, was sie selbst nie anwenden würden. Dieselben deutschen Professoren, die gerade lautstark gegen die Cancel-Culture aufbegehren und sich dabei hemmungslos mit der AfD ins Bett legen, scheuen sich nicht, eine Dissertation oder eine Habilitation gnadenlos abzuschliessen, wenn sie den strengen Sprachregelungen der Akademie nicht folgt. Das, liebe Freunde, ist auch Cancel-Culture und unterscheidet sich nur wenig vom Gebaren der chinesischen Mandarine.

Illustration: Alex Solman